

(Nachdruck verboten.)

11) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger.

(Schluß.)

„Nicht weiter, Jochen. Ich wollte schon mal einsprechen, aber Du hast mich nicht verstanden. Ich will Dir was sagen, ich will Dir was abbitten, bevor es zu spät. Das andere, das war ja nur Eulenspiegelerei, weil Du es so wolltest. Aber das, was ich jetzt sage, kommt aus aufrichtigem Herzen. Ich habe zwar immer gewünscht, daß der gut aufgehoben ist, der es über sich gewinnt, sich Dir und Deinem Willen zu unterwerfen. Aber ich hab Dich doch wohl darin unterschätzt.“

Jochen Niese lachte.

„Siehst Du wohl, Tintchen! Habe ich nicht immer gesagt, wir würden uns finden?“

Er lachte wieder so, wie ein guter Mensch über eine gute Tat lacht.

„Lach nicht so laut!“ bat Katrien. „Dein Lachen geht mir durch und durch, ich kann es nicht ertragen. Sie ist so fürchtbar ernst, diese Stunde. So, Jochen, wie Du es verstehst, habe ich es nicht gemeint. Ich wollte Dir ein gutes Wort sagen, bevor ich gehe. Denn wisse, in wenigen Stunden wirst Du sagen, ich habe Dich betrogen.“

„Du mich betrogen? Du gehen? Wie sollen wir das verstehen? Willst nach Amerika? — Da wird nichts aus. Ich laß Dich nicht. — Wir lassen sie nicht, nicht wahr, Harter?“

Katrien war totenbleich. Sie griff sich krampfhaft nach dem Herzen. Dann legte sie die Arme ihrem Vater sanft um den Hals. Und küßte ihn.

„Guter Vater, Dich gehts zuerst an, Dir tu ich das größte Weh.“

Sie löste ihre Arme und gab Jochen die Hand.

„Auch von Dir möcht ich in Frieden gehen. Auch Dich, Jochen, bitte ich um Vergebung. Ich geh von Euch.“

„Von uns? Wohin? Was soll das heißen?“

„Ich geh, weil ich Gift genommen habe und nur noch wenige Stunden lebe.“

16.

Wie des Schneiders Rache ausfällt.

Heinrich jagte ein Pferd tot nach dem Doktor. Das half alles nicht — Katrien starb. Und wurde von Jochen mit großem Pomp begraben.

Das war seine letzte Prozedur. Er wurde ruhig und still. Dem alten Richter hielt er sein Wort.

Abends saß er in seinem Kontor und rechnete und träumte. Wer über den Holzhof ging, sah ihn, grell von der Lampe beschienen.

„Unser Wirt“, redete ihn eines Abends sein Hausknecht — es war nicht mehr Heinrich — an, „wollen Sie nicht lieber die Vorhänge zuziehen? Es schleicht hier immer ein Mensch herum und stieht und starrt hinein. Und er hat was bei sich, ich weiß nicht, ist es eine Flinte oder ein Stock.“

„Wirt . . . da ist er wieder . . .“

Der Knecht bückte sich nach dem Fenster.

„Da beim Heck“, flüsterte er, „nun beim Pfahl, da geht er um die Ecke.“

Es dämmerte, aber nach der Torfahrt konnte man doch hinschauen. Da ging es wie ein Schatten. . . . Eine dunkle Gestalt ging über den Hof.

„Ach was, Peter! Mich machst Du nicht graulen. Was kann das sein . . .! Ein wilder Fußweiger führt von der Försterei über unseren Hof. Der Hegereiter hat einen neuen Gehülfsen bekommen. Was meinst Du, sieht der Mann anständig aus?“

„Anständig? . . . Ja . . . das kann man nicht anders sagen. Er ist gut im Zeug . . . und scheint nicht alt. . . . Aber einen Bart hat er . . . so . . . lang.“

Peter zeigte eine Viertelstunde tief auf seine Weste.

„Seinen Bart fürcht ich nicht. Es wird ein neuer Forstwart sein. . . . Laß den Mann ruhig gehen! Mein Holzhof ist keine beste Stube, der kann einen fremden Schritt vertragen.“

Es wurde dunkler, der Holzhändler saß noch immer bei unterhängten Fenstern. Und rechnete?

Nein, rechnen tat er heute nicht. Er dachte an seine Schuld und an die starren, unerbittlichen Züge der Totenmaske. Ob er das Bild der steinernen Anklage wohl jemals vergessen werde?

Joachim Niese, der Einzige, war nicht wieder zu erkennen. Er grübelte, und er grämte sich. Er träumte immer mit offenen Augen, er merkte auch jetzt nicht, daß er nicht mehr allein war.

„Jochen —“ weckte ihn eine Stimme.

Ein Wettergebräunter stand vor ihm, ein Mann mit dichtem Haar und vollem Bart. Er hatte etwas in der Stubenede auf den Tisch gelegt, Jochen sah nicht, was es war. Der Mann wollte wild aussehen, sah aber nicht wild aus. Es lag zu viel Güte um die Schläfen, zu viel Ehrlichkeit in den Augen.

„Kennst Du mich?“ fragte der wilde, der ehrliche Mann.

„Du kennst mich nicht mehr. Ich heiße Reimer, ich bin ein Schneidersmann. Einstmals Dein Jugendfreund, jetzt Dein Feind. Du hast mein Glück gemordet.“

„Ah!“ sagte der Holzhändler. „Das freut mich, Reimer, daß Du kommst. Du kommst doch, mich zu töten.“

Beide sahen sich stumm in die Augen.

„Wie soll ichs nehmen?“ brach Reimer das Schweigen. „Du spakest vielleicht, aber soviel ist richtig — seit Tagen schleiche ich hier herum, um Dich wie einen Hund niederzuknallen. Aber . . . ich hatte nicht das Herz. Zum Mörder reichts bei mir nicht. Ich bin entweder zu gutmütig oder zu feige. Es liegt wohl in meiner Natur.“

Jochen lächelte.

„Ja, Reimer! So gehts, wenn man sich was zumutet, was einem fremd ist. Mir wärs schon recht und dienlich gewesen. Aber Deinetwegen, Reimerchen, ist es gut, daß Du nicht das Herz fandest. Du kennst die Gesichter der Toten nicht, die auf dem Kirchhof liegen. . . .“

Die Prahlstimme des Holzhändlers wurde ganz gedämpft und ganz leise.

„Wenn man nämlich schuld dran ist, daß sie dort liegen. Ich trag so ein steinern Gesicht mit mir herum. Je dunkler es um mich ist, um so ernster und drohender blickt es. Deshalb muß ich es ja immer hell um mich haben. Deine Flinte, Reimer, wäre für mich schon ganz gut. Es fragt sich nur, ob auch für Dich. Mich hätte sie vielleicht von meinem Gesicht befreit, dafür hättest Du ein anderes gehabt, guter Junge; für Dich ist es gut, daß Du nicht den Mut hattest.“

Reimer verwunderte sich je länger je mehr. Was war aus Joachim Niese geworden?

„Ja“ sagte er, „wenn es so steht, wenn die Toten selbst ihre Sache führen, dann habe ich hier nichts mehr zu suchen.“

Er wollte gehen und suchte nach dem in der Ecke niedergelegten Ding. Jochen aber war ihm zuborgekommen. Er wog es in der Hand und schlug damit klatschend gegen seine Waden.

„Sieh da, eine Peitsche für Dadel und Süßnerhund, wie sie ein Jäger in der Wildtasche trägt. Bei Johannes Rod gekauft. Ganz neu. Man handelt bei Johannes Rod gut und billig. Was, Reimer? Die hab ist wohl kosten sollen, weil der Mut zum Gewehr nicht langte.“

Jochen Niese lächelte.

„Ja“, gestand Reimer. „So ungefähr stimmts. Aber ich seh, es ist nicht mehr nötig. Bei mir reichts auch wohl nicht zum Büttel.“

„Schade um den Gedanken, Reimer!“

Jochen wog das zum Zuschlagen lusterne Ding in der Hand.

„Drei, vier Streiche . . . nein, was sag ich . . . dreißig, vierzig, damit von Deiner Hand in mein Gesicht . . . mein Blut an die Wände . . . Das wäre eine Wohlthat.“

Jochen drängte ihm das Instrument in die Hand.

„Du es, Reimer! — Füg mir Schmerz zu . . . schneidendes Weh. Es wird Arznei für meine Seele sein.“

„Wunderlicher Mensch!“

„Du willst nicht, Du kannst nicht? . . . Nein, Du kannst wirklich nicht. Deine Seele ist immer weich gewesen, und ist so ablieben. Nun, so tu ein Ganzes und vergib mir! Ver-

gib mir so recht von Herzen, dann wird ihr Bild freundlichere Züge annehmen. Wir sind Schicksalsgenossen, Reimer. Du hast sie geliebt, wie Deine Natur ist, wie die Engel lieben. Ich war mit einer anderen Seele in die Welt gestellt, und ich hab auf meine Art geliebt. Das war eine andere Liebe, die Menschen wollen sie vielleicht gar nicht für Liebe gelten lassen. Aber Liebe war es doch. Vergib mir, Reimer!"

Der Schneider im Bart wußte nicht, was er sagen sollte. „Ich kann nicht, Nöchen!" kam es aus schwerer Brust.

„Das Gefühl der Rache ist dahin, und auch der Haß. Haßen kann ich nicht, oder nicht mehr. Aber vergeben . . . so ganz aus Herzensgrund vergeben, daß kein Groll zurückbleibt? Ich hoffe, ich glaube, es wird die Zeit kommen, wo ich auch das vermag. . . . Aber heute . . . jetzt . . . kann ich es noch nicht. Laß mich gehen!"

Der Holzhändler streckte die Hand aus. Reimer Stieper sah es nicht oder tat doch so,

„Gute Nacht!"

Und die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Die Mannheimer Ausstellung.

Von Eduard Opperl (z. Zt.: Mannheim).

In dem Strudel der Feste und Veranstaltungen, die zur würdigen Begehung der dritten Wiederkehr der Gründungsfestfeier Mannheims ein halbjähriges Programm zieren, bildet eine große Kunst- und Gartenbau-Ausstellung sozusagen einen wohlthuenden Ruhepunkt. Oder aber sie bildet den Hintergrund der Schaubühne, auf der sich das Jubiläumsspektakel mit seinen zahllosen Einzelakten und Szenen abspielt. Eine Ausstellung aber ist bekanntlich nie fertig, wenn sie eröffnet wird. Sollte die Mannheimer eine Ausnahme machen? Hals über Kopf wurde die letzten Monate gearbeitet und in den letzten Wochen mit merkwürdiger viel Atmosphären Ueberdruß! Ein Riesenvolk wuchs über die kahle Erde empor, ein Eden mit Blumenwäldern und Blüten-teppichen, auf hohen Säulen ein erhabener Tempel botanischer Wissenschaft und daneben ein prachtvoller Palast, in dem die bisher in der Handels- und Industriestadt Mannheim stiefmütterlich behandelte Kunst fortan eine würdige Stätte finden soll. „Unsere Ausstellungen sind eine Synthese, bestehend aus Meisterwerken der Malerei, der Skulptur und einer vorzugsweise ästhetische Ziele verfolgenden Gartenkunst," betonte Oberbürgermeister Wed in seiner Eröffnungsrede. „Versagt auch noch die rauhe Bitterung die wunderbare Pracht des vollen Blütenflors des holden Lenzes in seinen lieblichsten, zartesten Gebilden und die poesievollen Wirkungen seines vollentfalteten Farbenschmelzes, so werden doch sinnige Künstler in der Raum- und Gartenkunst die Aufgaben eines neuen Gebietes künstlerischer Verfeinerung klarzulegen und durch eigenartige malerische Reize feine, poetische Stimmungen auszulösen suchen." Diese hochgestimmten Worte gaben auch unferer Hoffnung Mut; bis jetzt ist nämlich von irgend einer poetischen Stimmung, von einer bannenden Vertiefung, einem Hingeringsein nicht viel zu merken. Aber, wenn es wahr ist, daß die Unzulänglichkeit die Großmutter der Vollendung ist, werden wir ja auf unsere Rechnung kommen. Die unwirische, aprilmäßige Mattemitterung will wenig bedeuten. Die junge, vielgeschmähte, verkannte Zeit, die voller unferstandener Triebe steht, will eben ausgetobt haben. Das ist natürlich, ist notwendig. Nicht notwendig aber ist, daß mitten zwischen den Gartenanlagen in der Ausstellung, umringt von blühenden Primeln und Stiefmütterchen, noch Maurer schwere Steine schleppen, um eine massive Hütte zu bauen, oder Maler einen bronzenen Hirsch auf rotem Sockel grün färben und Gärtner die Planken der prachtvollen Alleen aus Platanen und Kastanien mit einem Grasläufer verstampfen. Das alles und vieles andere — verschlossene Sonderhäuser, angefangene Gesellschaftsbauten usw. — machen den Eindruck des Unfertigen.

Im Freigarten ist außer der reinen, sagen wir geometrischen Anlage nichts zu sehen. Die großblumigen Magnolien sind erstoren, die Mandelbäumchen, sonst jetzt schon in voller Blüte, entfalten gerade schüchtern und zaghaft die Knospen, die tausende von Rosenstöcken, die in meterbreiten Riesenanlagen ein paradiesisches Blütenmeer für den Juni erwarten lassen, puzen sich soeben die verschlafenen Augen aus, die geschmackvollen Freibeete aus Primeln und Pensées lassen die kommende Pracht nur ahnen, und was man sonst an Spalieren und Koniferenbeständen sieht, gibt auch nicht mehr als einen Vorgeschmack dessen, was die Bauberkraft einer wärmenden Sonne uns daraus schaffen wird. Jedenfalls verschaffen uns die zahlreichen Sondergärten aller Stile erst ein Bild ihrer Eigenart, wenn sie auf der Höhe ihres Flors sind.

Aber neben dem Riesenkomplex des Freilandes sind zahlreiche Hallen, Gewächshäuser, Warmhäuser und Sonderräume errichtet; daran schließt sich die eigentliche Ausstellungshalle. Hier kommt auch der frühe Besucher schon auf seine Rechnung, und zwar um so mehr, je mehr er Feinschmecker ist. Köstliche Darbietungen genießt man in kleinen Gruppen und Abteilungen, und wer die Blumen- und Palmenausstellung in den

geschützten Räumen würdigen wollte, brauchte schon dazu Tage des Schauens und Suchens, des Sehens und Findens. Eine große Sonderhalle füllt Neuheiten in Pelargonien mit mächtigen Blüten, seltenen Farben und prächtig-üppigen Flor. Eine andere zeigt schier zahllose Arten turioßer Dracaenen und Araucarien, zwischendurch über und über mit Früchten behangene Orangebäumchen (*Citrus sinensis*) und die seltsame *Aspidistra elatior*. Sie wird als Blattpflanze von den meisten Hausfrauen im Zimmer gehalten; ihre großen üppigen Buschblätter verleihen ihr etwas Unwüchsiges, Kraftstropendes; aber kaum eine weiß, daß die Pflanze auch blüht! Knapp an oder unter der Erde entfaltet sie ihre blaue interessante Blume. Der Gärtner zählt sie deshalb zu den unterirdisch blühenden Gewächsen. Ein drittes Haus offenbart in teilweise scherzhafter Form die Kunst des Schnitts und der Zucht. Da ist Wuchs in der seltsamsten „Verzweidung" zu sehen, einmal als eierlegendes Huhn im Korb, dann als römische stilgerechte Base, dann als Schlange, ferner als Hund, Spirale, Krone, Sockel mit Schale usw. Sehr hübsch ist das geräumige *Victoria regia*-Haus angelegt. Die eigenartige Pflanze, die ihm den Namen gibt, blüht bereits — eine große Seltenheit — inmitten reizvoll entfalteter *Rhymphaeaceen*.

Neue Bilder bietet die Haupthalle, die leider mit eintönigem grau- und stumpfgrünem Kesseltuch ausgeflagen ist. Sie teilt sich in viele Einzelräume und erschließt eine für die Zeit erstaunliche Pracht. Man braucht nicht Fachmann zu sein, um zu erkennen, daß hier vom Guten die beste Auslese getroffen ist. Schneeball, Zylamen, Lilaceen, Geranien, *Rhospotis*, Begonien, Pelargonien, *Alematis*, Rosen der wertvollsten Sorten, Graslilien mit fast handgroßen Blüten, *Boronia elatior*-Bäumchen mit den zierlichsten Feuerlöschchen der Welt, schneeweiße Kallagruppen, Kakteen, blütenüberschüttet, Opuntien aller Formen und Größen, Azazien, Klivien, *Amaryllis*, Maiblumen, Rhyten, *Rhododendron*, alle in malerischen Gruppen, abgedeckt oder unterwunden mit grünem *Asparagus* und *Nephrolepis*farne, verwandeln die Räume in einen wunderbaren Garten von überwältigender Wirkung. Besondere Erwähnung verdienen einige neue Azaleenzüchtungen von Mannhöhe und ungewöhnlicher Blütenbreite und die ausgestellten Palmengruppen, *Rhönitz*, *Kentien*, *Batanien*, *Kolos* u. a., die in der Tat das Hauptschaustück der Haupthalle bilden.

Eine vortreffliche Sammlung aller pflanzlichen und tierischen Schädlinge, der Krankheitserreger, Darstellungen und Präparate durch himatische Einsüsse herbogruferer Veränderungen der Pflanzen u. a. m. zeigt die landwirtschaftliche Versuchsanstalt Augustenberg in der wissenschaftlichen Abteilung. Das botanische Staatsinstitut und botanische Museum Hamburg hat eine reichhaltige wertvolle Sonderausstellung arrangiert. Ferner enthält die wissenschaftliche Abteilung ein Herbarium sämtlicher heftigen Gewächse in selten gefeiner Vollkommenheit, auf zahlreichen Tafeln sämtliche Wäme Mitteleuropas (Prof. Klein-Sarkisruhe), die Produkte der Tropen und ihre Wertverwertung, pflanzengeographische Karten aus dem Mittelalter u. a. m.

Man sieht, bereits zur Eröffnung bietet die Ausstellung ein reiches Feld zum eingehenden Studium. Man könnte fürchten, in fortgeschrittener Zeit ermüdet zu werden, wenn nicht reichliche Sorge für Abwechslung getragen wäre. Das Gesamtterrain spaltet sich in vier Teile, in den Friedrichsplatz mit seinen großen ruhigen Flächen, rauschenden Mastaden und sprühenden Fontänen, die Kunsthalle, mit ihrer ungenöhten Schönheit der Masse, der großen Form, der Silhouette, die eigentliche Gartenbauausstellung in ihrer endlosen Gestaltungsfähigkeit und Veränderbarkeit und in den Vergnügungspark mit seinem jodelfrohen Biltal, der Wasserrutschbahn, den Schwarzwälder Schenken und lustigen Buden.

Von Mitte Juni an wird die großangelegte Ausstellung ihrem Höhepunkte entgegengehen.

Kleines feuilleton.

Musik.

Das *Lothring-Theater* hat uns am vergangenen Sonnabend gehalten, wieder einmal an die Melodie zu glauben. Das „Feldgeschrei der Diktanten" hatte sie Robert Schumann genannt. Die Hauptfrage ist doch immer, ob sie gut ist und sozusagen „richtig" ist. Der Komponist F. Flotow (1812—1883), dessen Oper „*Martha*" zuerst 1847 in Wien herausgekommen ist und seither schon wegen der „Letzten Rose" in angenehmer Erinnerung steht, hat seine „Romantische Oper in drei Akten", „*Alessandro Stradella*", ganz eigens auf die Nacht des Melodiegesanges aufgebaut. Zwei Wanditen, die sich aber als die harmlosesten Wummler entpuppen, werden gedungen, um den Entführer einer Schönen, den Sänger *Stradella*, zu mordern. Doch selbst angestachelt zu hoher Belohnung vermögen sie nicht den Streich gegen den andächtigen Singenden zu führen. Wenn die Oper nicht in einem schließlich recht unromantischen Serenadenzug zu erlösen drohte, so würden wir eines der echtesten Werke vor uns haben. An sympathischem Eindruck für ein weiteres Publikum fehlt es erst recht nicht. So konnte die Neueinstudierung des Werkes einen günstigen Erfolg erzielen. Der Tenorfänger der Titelrolle, Curt Schade, versetzte uns zurück

in Zeiten, in denen eine gutgebildete, sehr helle Tenorstimme noch mehr entzückte als heute; doch damals würde der „Feldtelegraph“, d. h. die primitiven Armbewegungen usw., ein Lächeln erweckt haben. Den übrigen Mitwirkenden können wir im ganzen recht dankbar sein; und ein etwas primitives Ballett gab es auch. Schade, daß der im Vorhinaus-Theater sonst hervorragende Chor gerade diesmal weniger hervortrat als das Orchester und dessen Direktion. — sz.

Kunstgewerbe.

Im „Verein für deutsches Kunstgewerbe“ hielt dieser Tage Direktor Peter Jessen einen lehrreichen Vortrag über die „Grundlagen der heutigen Möbellekunst“. Dieser Fachabend für Tischler gab wertvolle Anregungen, die in Zukunft zu beachten sein werden. Jessen schilderte die Bereicherung durch neue Materialien, die uns jetzt zur Verfügung stehen. Wir nehmen jetzt die verschiedensten Hölzer und verarbeiten sie, während wir früher eigentlich nur Eiche und Kiefer kannten. Auch die Chemie hat uns neue Mittel zur Behandlung des Holzes, zur Färbung, zum Weizen usw. an die Hand gegeben. Gegenüber diesen vielfältigen neuen Mitteln gilt es, den richtigen Weg in der Gestaltung der Möbel innezuhalten, nicht sich durch den Reichtum zur Prokerei, zur Heuchelei verführen zu lassen. Oberster Grundsatz muß bleiben, daß die Masering, die edelste Schönheit des Holzes, erhalten bleibt. Es darf nicht mit billigem Material ein teures Holz vortäuscht werden. Der Gebrauchszweck muß maßgebend sein. Die Schönheit irgendeines alten Stils darf nicht zu einer sinnwidrigen Nachahmung führen. Die Maschine schreibt uns selbst einen Stil vor, einen sachlichen Stil der Einfachheit. Es ist falsch, die Maschine zu Ornamenten zu mißbrauchen, die den früher geformten Schmuck mit der Hand nachahmen. Denn im Prinzip kann es die Maschine wohl; es liegt aber nicht in ihrem Wesen. Noch mehr zeigt uns die moderne Arbeitsweise, die heute übliche Massenherstellung, den Weg zu dem eigentlichen Stil unserer Zeit. Es erscheint sachgemäßer, daß das Messer der Maschine hingeleitet über große Flächen; gerade das konnte die Hand nicht mit der gleichen Exaktheit ausführen. Ebenso ist es mit den Furnieren. Technisch gibt es da keine Grenze. Die Furnierplatten werden so dünn geschnitten, wie es früher nicht möglich war. Das soll aber nicht zu einem schnörrlichen, unehelichen, vortäuschenden Stil verführen. Man kann überhaupt darüber streiten, ob die Furniermethode unserer Zeit noch entspricht. Jedenfalls, wenn sie angewendet wird, muß sie sich auch dem allgemeinen Streben nach großer, ruhiger Flächenwirkung anbequemen. Das alles zeigt, daß es sich bei der neuen Möbellekunst, die wir schon jetzt haben, nicht um neue Moden, sondern um neue Grundzüge handelt, Grundzüge der Wahrhaftigkeit und Einfachheit. Zu einer Zweckkunst streben wir hin, die den Luxus abschafft. Eine Reihe Projektionsbilder ergänzten diesen Vortrag, den der Redner mit viel Geschick und feinem Takt durchführte.

Jessen verleierte seine Stellungnahme für das Moderne nicht, lobte aber nicht einseitig alles Neue. Er zeigte an den alten Stilmodellen, die oft mit solbiel Geduld und Mühe gearbeitet sind, die Zweckwidrigkeit ihres Aufbaues, die Sinnlosigkeit des Schmuckes. Als typisches Beispiel führte er einen Schreibtisch vor, der als Clou in der Pariser Weltausstellung Aufsehen erregte, ein Möbel, das in seiner geschweiften, durchaus gebrauchsunfähigen, schmuckstrophenden Form ein wahres Monstrum darstellt — aber allgemein bewundert wurde. Wollte sich wirklich jemand an den Tisch setzen, er hätte sich Hände und Beine gestochen. In ähnlicher Art zeigte eine ganze Reihe Rokoko-, Renaissance- und Barockmöbel des Aufbaues, der z. B. fast nie gestattet, daß der Sitzende sich zurücklehnt, sich wirklich ausruht; es stoßen ihn hinten Säulen und Ausbuchtungen. Demgegenüber zeigte der Redner Beispiele neuer Art, Möbel von dem verstorbenen Edmann, von Niemeschmidt, Bruno Paul, Kolo Moser und Jos. Hoffmann. Ueberall ein Hinströben zu großen Flächen, sparsamem, aber markantem, materialgemähem Schmuck, und Betonung der ruhigen Raumwirkung. Dabei braucht, wie man an einigen Räumen von Paul sieht, nicht die Pracht und die Schönheit verloren zu gehen. In einer Reihe englischer Möbel, die alle aus dem Praktischen eine neue Schönheit herausholten, zeigte Jessen, daß die Engländer uns in dieser Beziehung weit voraus sind. So war in dieser Gegenüberstellung deutlich eine praktische Lehre sichtbar, die darauf hinauslief, daß die heutige Möbellekunst einem neuen Stil zustrebt.

Im Anschluß hieran sei das „Fachblatt für Holzarbeiter“ genannt, das vom Deutschen Holzarbeiterverband herausgegeben wird. Es ergänzt die obigen Ausführungen sehr gut, indem es zeigt, daß auch in den praktischen Kreisen die richtigen Anschauungen Boden gewinnen. Gute Tischlerarbeit, auf diese wird hauptsächlich Wert gelegt. Danach zeigen sorgfältig ausgewählte Abbildungen, wie die Künstler, z. B. Niemeschmidt, B. Scott u. a., dieser soliden Tischlerarbeit die geschmackvolle Prägung geben. Das Blatt ist mit Sachkunde geleitet und kann nachdrücklich empfohlen werden.

Literarisches.

Hans Jägers „Bibel der Anarchie“. Hans Jäger, der zur älteren Generation der norwegischen Schriftsteller gehört, mußte in den achtziger Jahren für seinen freimütigen Roman „Fra Kristianiabohemen“ („Aus Kristianias Bohème“), worin er led für die freie Liebe agitierte, die Strafe des Gefängnisses erleiden.

Dieses kräftige unberüllte Schilderungen unreiner Liebe erweckten eine hitzige Debatte, und es war eine der ersten Handlungen des neuen liberalen Regimes, bei der Beschlagnahme des Buches und dem Urteil über den Verfasser auch die berechtigste Diskussion über diese und andere Dinge zu unterbinden. Der Roman zeugte unter seiner tastenden Form und seinem rauhen Äußeren von einem kräftigen Talent und einer aufrichtigen Seele. Der Verfasser aber verlor seine bürgerliche Stellung und wurde von jenem Tage an einer der Ausgestoßenen der Gesellschaft. Die Fortsetzung des Romans, die er später in Paris, wo er sich niedergelassen hatte, herausgab, hat wenig Aufmerksamkeit erregt. In Paris kam er bald in anarchistische Kreise und unter ihre Einwirkung, und wurde dann einige Jahre Mitarbeiter von „Social-Demokraten“ in Kristiania. Als er im Jahre 1902 diese Tätigkeit aufgab, hatte er den Plan zu seiner „Bibel“ fertig. Er reiste wieder nach Paris, um daran zu arbeiten, und am Schluß des Jahres 1906 war das Werk vollendet. Es erschien in Ghlendals Verlag in Kopenhagen und Kristiania, Scandinaviens größter und angesehenster Verlagsbuchhandlung.

Es ist ein vornehmer und stilfertiges Buch, voll von Glauben und starken Ahnungen, und geschrieben mit Begeisterung. Es hat alle Bedingungen, zur schönen Literatur gerechnet zu werden; nicht nur weil sein Zweck so fern am Horizonte und außerhalb des Gesichtskreises so vieler Menschen liegt, sondern namentlich der Form wegen, in der es geschrieben ist.

Der Verfasser schildert die Arbeit der Menschen unter dem Joche des Geldes, ihre Verjuche, sich frei zu machen, und wie sie beständig zur Anechtenschaft zurückkehren, weil sie niemals aus der „Geldfalle“ herauskommen. Das Geld und das Eigentumsrecht hindern die Menschen in ihrem Fluge zur Vollkommenheit und zum Glücke, verpfuschen ihre Natur und machen sie zu Karikaturen. Ueber ihnen wölbt sich der Himmel der Freiheit mit dem Gott der Freiheit, der sie geschaffen hat. Aber Gott Rammon hat über ihrem Häuptern einen falschen Himmel gebaut, von wo aus er ihr eigentlicher Führer geworden ist.

In poetischer Sprache, reich an originellen Gleichnissen, wird dieses Tappen und Haschen in den weislichen Kulturländern wie in Ästen geschildert. Es wird beleuchtet, wie die Menschheit in allen Lebensverhältnissen alle wahre Freude, alles wahre Glück eingebüßt hat, wie sie in Zwang dahinglebt und wie nichts sich in Freiheit entwickeln darf.

Es ist nicht der Kampf zwischen Armut und Reichtum oder der Kampf der Klassen, was der Verfasser schildert; es ist der Kampf des Menschengeschlechts unter dem Joche des Geldes.

Und der Ausweg? — Nun — alle, die die Befreiung wollen, sollen sich organisieren, die politische Macht erobern und damit das Eigentumsrecht abzuschaffen. Der am meisten ausgeprägte Idealismus und Individualismus wendet sich hier zum Parlamentarismus.

Eine Dichters Phantasie gehört dazu, unsere Gesellschaft von einer so hohen Warte zu sehen, wie der Verfasser von „Anarxiets Bibel“ sie sieht. Darum kann auch das Buch von allen mit Nutzen gelesen werden und eine beständige Quelle der Ermunterung werden für jeden, der mit großen Zukunftszielen im Innern in dem Kampf zieht für die Umwälzung unserer Gesellschaft.

Es ist darin die Kritik des Alten und das Erschauern des Neuen im vollsten Maße. Keine Clique oder Richtung kann sich das Werk als das ihre aneignen; denn es gibt sich nicht ab mit Definitionen und stellt keine Dogmen auf. Als Literaturprodukt muß Hans Jägers „Bibel“ als eines der bedeutendsten modernen norwegischen Literatur anerkannt werden. Als Gesellschaftskritik haben wir in unserer Literatur nichts, das ihm an die Seite gestellt werden kann. Diab Krigen.

Astronomisches.

Die Entfernung der Sonne. Die Grundlage, auf der alle weiteren Berechnungen von Größen und Entfernungen beruhen, ist die Bestimmung des Abstandes der Sonne von der Erde, und daher hat die Wissenschaft immer wieder ganz besondere Anstrengungen gemacht, um diesen Wert mit möglichst großer Genauigkeit zu ermitteln. Die Größe, auf deren Messung es zunächst ankommt und aus der dann die Entfernung der Sonne abgeleitet wird, ist die sogenannte Sonnenparallaxe, d. h. der Winkel, unter dem der äquatoriale Halbmesser der Erde von der Sonne aus, genauer vom Sonnenmittelpunkt aus, erscheinen würde. Zur Feststellung dieser Größe sind mannigfaltige Mittel angewandt worden, oft unter kostspieliger Ausrüstung besonderer Expeditionen nach fernen Erdgegenden, beispielsweise zur Beobachtung von Vorübergehenden des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe in den Jahren 1874 und 1882, woran sich auch die deutsche Forschung hervorragend beteiligt hat. Der Astronom Pio aus Cambridge stellt jetzt in der „Revue Scientifique“ eine Liste von 18 Bestimmungen der Sonnenparallaxe zusammen, die außer auf den genannten Verfahren auf Beobachtungen des Mars und verschiedener kleiner Planeten sowie auf Messungen der Geschwindigkeit und der Abirung des Lichtes und auch auf Mondbeobachtungen beruhen. Pio hat sich nun bemüht, die Fehler dieser verschiedenen Messungen genauer zu ermitteln und danach auszuscheiden. Auf Grund seiner eingehenden mathematischen Untersuchung kommt er zu dem Schluß, daß der Wert der Sonnenparallaxe nunmehr endgültig zu 8,800 Bogensekunden anzunehmen wäre, woraus sich der mittlere Abstand der Erde von der Sonne zu 490 000 Kilometer ergeben würde. —

Technisches.

Eine Schuttbvorrichtung bei Zugentgleisung wurde nach einem Referat des „Prometheus“ kürzlich auf dem Bahnhof Rangsdorf der Militär-Eisenbahn in Gegenwart von Beamten der Eisenbahnverwaltung praktisch erprobt. Die von den Ingenieuren Gehride und Vollmann erfundene Vorrichtung zeichnet sich durch größte Einfachheit aus. Sie besteht lediglich aus einer am Wagen befestigten Gleitschiene, die quer zu den Fahrseilen, an beiden Seiten etwas darüber hinausragend und etwa 10 Zentimeter darüber so angeordnet ist, daß sie diesen Abstand auch dann beibehält, wenn die Belastung des Wagens wechselt, wobei sich bekanntlich der Abstand zwischen den Fahrseilen und dem federnd auf den Achsen gelagerten Wagenkasten verändert. Bei einem mit der Schuttbvorrichtung versehenen Wagen muß also bei einer Entgleisung, d. h. wenn die Räder die Fahrseilen verlassen, die Gleitschiene sich auf das Gleis legen, so daß alsdann der Wagen statt auf den Rädern auf der Gleitschiene ruht. Dabei bleibt der Wagen nahezu in seiner normalen Lage, er stürzt nicht um und wird auch, auf den Schienen gleitend, kaum starke Erschütterungen erleiden. Bei den Versuchen in Rangsdorf wurde ein Versuchswagen mit großer Geschwindigkeit auf ein Gleis geschoben, das, um eine Entgleisung herbeizuführen, beiderseits auf eine kurze Strecke unterbrochen war. Bei der Entgleisung legte sich sofort die Gleitschiene auf das Gleis und hielt den Wagen in normaler Lage auf den Schienen fest. Die Versuche werden fortgesetzt. — Der Schaden, welcher der preussischen Eisenbahnverwaltung alljährlich durch Zugentgleisungen erwächst, wird auf 5 Millionen Mark angegeben.

Hygienisches.

Die Reinhaltung der Betten. Bei einigem Nachdenken über die häusliche Gesundheitspflege wird mancher einsehen, daß auch in seiner Behausung die Lagerstätte, auf der der Mensch einen mehr oder weniger großen Teil, gewöhnlich ein Drittel des Tages, zubringt, bezüglich der Reinlichkeit nicht mit der nötigen Sorgfalt behandelt wird. Selbst Leute, die ihren Körper kadellos sauber halten — es gibt deren leider noch immer nicht allzu viele — legen sich allabendlich in ein Bett, das monatelang, ja oft jahrelang nicht gelüftet und gesonnt worden ist. In den Blättern für Volksgesundheitspflege wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, wie wenig ein frischer Bezug zu bedeuten hat, wenn für die Entfernung der namentlich in den Federbetten angesammelten Unreinlichkeiten nicht gesorgt wird. Wenn die Betten morgens bei geöffneten Fenstern gemacht werden und dann tagüber schön zugebedt stehen bleiben, so können die Ausdünstungen des Körpers nicht daraus entweichen. Es ist vielmehr notwendig, die Betten während der Mittagsstunden dem reinigenden Einfluß des Sonnenlichtes, das auch bei bedecktem Himmel wirksam ist, auszuweichen. Wenn dies in der Großstadt etwa nicht möglich ist, so sollten die Betten öfters einer Reinigungsanstalt zugeführt werden, wodurch sie durchaus nicht gefährdet werden, sondern im Gegenteil besser erhalten bleiben. —

Humoristisches.

— Drei wichtige Hindernisse. „Ich möchte als spanische Tänzerin eine Tournee durch Europa machen, aber ich bin noch zu jung dazu! Und dann bin ich wirklich aus Spanien! Und tanzen kann ich auch!“

— Russische Folterungen. „Herr Polizeikommissar, fortwährend hebt der Gefangene die Hand hoch und schwört, daß er unschuldig sei.“ — „Zwid sie ihm ab!“

— Vor einem Oberstabsarzt erschien kürzlich ein Jüngling, um sich auf Tauglichkeit als Schiffsjunge untersuchen zu lassen. Er muß sich deshalb entkleiden und steht nun vor dem Arzte da, nicht in paradiesischer Schönheit, sondern — der Herr Roeten hätte seine helle Freude an ihm gehabt! — züchtig mit einer Wadehose bekleidet. („Jugend.“)

— Ein Gegner des Impfwanges. „Ich halte nichts von der Impfung. Ein Cavalier muß normalerweise schon so durchfeucht sein, daß ihm das höchste Pockengift nichts mehr anhaben kann.“

— Neulich kam ich in eine Irrenanstalt — um sie zu besichtigen. Der Direktor führte mich herum. So gelangten wir in eine Zelle; drin saß ein Mann, der hielt eine Holzpuppe im Arm und herzte und koste sie, indem er sie liebevoll betrachtete. „Der Mann,“ sagte mir leise der Direktor, „liebt ein Mädchen, das ihn verschmähte und einen anderen heiratete. Darüber wurde er verrückt. In seinem Wahn hält er die Puppe für seine Geliebte und ist selig, sie zu besitzen.“ Wir gingen weiter. Die nächste Zelle war ganz ausgepölkert. Drin lies mit den Gebärden eines Lobhängigen ein Mann unaufhörlich mit dem Kopf gegen die Wand. „Das ist der andere,“ sagte der Direktor. („Simplicissimus.“)

— Ein vor Jahren verstorbenes Original, ein Pfarrer im Nidwaldner Ländchen, versiegte sich in einer Predigt zu folgendem Ver-

gleich: „Die schlechten Ehemänner gleichen den alten Phosphor- und hölzernen, die sich an jeder Reibfläche entzündend; die guten aber sind die schwedischen, die sich nur an der eigenen Schwanzel entflammen.“ („Jugend.“)

Notizen.

— Rudolf Ritter verabschiedete sich am Sonnabend im Lessing-Theater von der Bühne. Wie er als Künstler eigenwichtig war, so bewies er sich auch als Mensch. Dem widerlichen Festtrummel, den die allezeit Klamebedürftigen bei jedem Wohnungszug und ja bald bei jedem Wäschewechsel zu inszenieren wissen, versagte er sich. Und doch hätte er mehr Berechtigung gehabt, als die in strupellosen Geschäften talentvollen Theaterdirektoren, gefeiert zu werden. . . . Ritter spielte zum letzten Male seinen Florian Gezer und — damit basta. Er erschien nicht vor dem Vorhang und mochte man sich die Hände wund klatschen. Ritters Verlust werden wir in manchem und noch lange spüren. Er hat die Schauspielerei satt bekommen, er will nicht mehr anderen, sondern sich selber dienen. Er hat es einem beraten, daß er Ruhm Ruhm sein läßt und keine Lust hat, sich bequem weiter zu „berapitalisieren“.

— Schweichel und — Miquel. Der „Frankf. Ztg.“ wird eine Episode aus Schweichels Leben erzählt, die charakteristisch genug ist, selbst wenn sie nur eine Anekdote sein sollte. Es war bei einem Pressefest, das Frankfurt unter seinem damaligen Oberbürgermeister Miquel gab. Miquel lehnte sich behaglich in einen Lehnstuhl zurück. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter und ein weißhaariger, interessanter Männerkopf beugte sich zu dem Erstaunten nieder. „Sie kennen mich nicht mehr?“ fragte Robert Schweichel, denn dieser war es. Miquel sah ein wenig verduht und um eine Antwort verlegen drein, doch bevor er eine solche fand, fuhr Schweichel fort: „Schau, schau, — Oberbürgermeister und so kurz von Gedächtnis! Im Jahre 1848, auf den Barricaden, — da haben wir Beide doch Seite an Seite gestanden!“ — Nun aber lächelte Miquel sein distretes Diplomatenlächeln. „Ja, richtig! Jugendtorheiten, Jugendideale!“ sagte er, den stampflichten sein abwehrend. Doch der ließ nicht loder. „Ja, mein Herr Oberbürgermeister, blieb ihnen treu, den Jugendidealen — Sie aber sollen ja Minister werden, wie ich höre!“ Und hochgehobenen Hauptes ging Robert Schweichel weiter.

— Premierenerkrankheit. Für die Generalprobe der „Salome“ in Paris, die Montagabend stattfand, wurden folgende Preise bezahlt: Profzeniumsloge 800 Fr., Parquet 500 Fr., Parterre- und Balkonplätze 100 Fr. — Soviele lassen es sich die Kulturnobis und die Geden der Auserlesenheit kosten, zuerst den perbersten Sinnenfidel, der ihnen die Hauptsache an der „Salome“ ist, vorwegzulassen.

— Die „gefährliche“ Operette. Das Verbot der Auf-führung des „Mitado“, das der englische Zensor mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Japaner erlassen hat, beschäftigt die englische Theaterwelt lebhaft und hat sogar zu einer Interpellation im Unterhause geführt. Sir Edward Grey erwiderte jedoch, daß der Zensor zwar auf eigene Verantwortung gehandelt habe, daß er aber aus Gründen, die gegenwärtig doch einleuchtend sein müßten, das Vorgehen des Zensors durchaus billigen müsse. Unterdessen wurde trotz dieses Verbotes „Der Mitado“ im Lyceum-Theater zu Sheffield aufgeführt unter großer Begeisterung des zahlreichen Publikums. Der Minister griff bisher nicht ein. Zu welchen Konsequenzen diese Ueberempfindlichkeit — wofür wir ja auch bei uns die schönsten Beispiele haben — führen müßte, hat der Interpellant im englischen Unterhause drastisch genug ausgeführt. Er richtete an den Ministerpräsidenten die Frage, ob er nicht veranlassen wolle, die „Hamlet“-aufführungen zu verbieten. Der König von Dänemark erscheine in diesem Stücke als Mörder, und dergleichen auf die Bühne zu bringen, sei gewiß rücksichtslos gegen einen befreundeten Staat. Man könnte aus ähnlichen Gründen die halbe Literatur verbieten.

— Ein neuer Vermeer van De Ift wurde, wie der hervorragende holländische Bilderkenner Dr. Vredius mitteilt, von ihm bei Jomheer de Grez in Brüssel entdeckt. Es stellt eine sitzende Dame mit einer Flöte dar. Von dem Künstler, der in Farbe und Ton der unergleichliche aller holländischen Interieurmaler ist, sind nur 86 Werke bekannt.

— Vom alten Rom. Bei Ausgrabungen auf dem Palatin, einem der traditionellen Siebenhügel des alten Rom, stieß man unter den Befestigungsmauern auf ein altes Grab. Darin gefundene Geräte lassen es auf das 5. vordhriftliche Jahrhundert zurückdatieren. Diese Entdeckung erscheint als eine Bestätigung der deutschen Geschichtskritik, die die sagenhaften Ueberlieferungen der altrömischen Geschichte gründlich zerstört hat. Danach ist die Befestigung des Palatins ziemlich jungen Ursprungs und reicht keineswegs in die mythische Zeit zurück. Ob die deutsche Wissenschaft sich dieses Triumphes im Zeitalter, da nur die „positive Arbeit“ gilt, rühmen darf?